Italien vor der Entscheidung.

Die Mitteilung, daß der König Viktor Emanuel das Rücktrittsgesuch des Ministeriums Salandra nicht genehmigt hat, und daß dieses infolgedessen in seiner Gesamtheit auf seinem Posten bleibt, hat in der Entwicklung der italienischen Krise eine neue große Überraschung gebracht, eine Überraschung, die, wie offen erklärt werden muß, nicht dazu angetan scheint, die Hoffnungen auf die Erhaltung der italienischen Neutralität zu stärken. Die zahlreichen Besprechungen, die der König mit Giolitti und einer ganzen Reihe von Parlamentariern gehabt hat, sind ergebnislos verlaufen, und die Hetzer, die sich zu den verwerflichsten Ausschreitungen gegen Giolitti und seine Freunde und Gesinnungsgenossen haben hinreißen lassen, werden nun triumphieren, daß sie die Oberhand behalten haben.

Bedeutete der Rücktritt des Kabinetts Salandra wenn auch nicht die endgültige Lösung, so doch eine Entspannung der politischen Lage, so stellt die Nichtannahme des Rücktrittsgesuches des Kabinetts durch den König von Italien unzweifelhaft eine Verschärfung der Lage dar. Warum ein vorläufiges Ministerium unter Marcora oder ein Parteikabinett unter einem Anhänger Giolittis nicht zustande gekommen ist, dafür fehlt zurzeit noch jeder Anhaltspunkt, da die ‚Stampa‘, das Organ Giolittis, nach wie vor behauptet, daß hinter diesem Staatsmanne die große Majorität des Senats und der Kammer stände. Das Verbleiben Salandras nebst Sonninos am Ruder, ist um so schwerwiegender, als es nach der ‚Köln. Ztg.‘ immer wahrscheinlicher wird, daß sich Salandra und Sonnino bereits dem Dreiverband gegenüber gebunden haben. Das Blatt schreibt:

Aus französischen politischen Kreisen, die im allgemeinen gut unterrichtet sind, verlautet, daß die Abmachungen Salandras und Sonninos mit den Dreiverbandsmächten für ein förmliches Kriegsbündnis bestehe, dessen endgültige Form zwischen den Vertretern Italiens und denen der Dreiverbandsmächte in den letzten Apriltagen in London besprochen worden seien, als der französische Finanzminister Ribot damals wegen finanzieller Beratung mit der englischen Regierung in London weilte. Diese Beratung betraf in der Hauptsache auch die finanzielle Seite des Bündnisses Italiens an den Dreiverband. Und die ‚Voss. Ztg.‘ erfährt dazu: „In den nächsten Tagen wird das angekündigte Grünbuch erscheinen. Aus diesem sind besonders zwei angebliche Tatsachen hervorzuheben: 1. Das Kabinett Salandra habe am 4. Mai den Dreibundsvertrag gekündigt; 2. am 6. Mai habe das Kabinett mit dem Dreiverband ein Abkommen getroffen, das die Bedeutung eines Bündnisvertrages besitze.“

Für die immerhin unerwartete Wendung der Dinge gibt es nur die Erklärung, daß nämlich der König, den strengen verfassungsmäßigen Gepflogenheiten getreu, nach seinen Unterredungen mit den hervorragenden Politikern ein Kammervotum für nötig hält, das ihm den Weg zur Lösung der Krisis weist. Das Ministerium Salandra würde sich dann am 20. d. Mts. der Kammer erneut vorstellen. Es bleibt fraglich, ob das Parlament angesichts der Erregung, die in weiten Kreisen herrscht, eine Entscheidung treffen wird, die sich energisch gegen den Krieg wendet. Jedenfalls scheint die Rolle Giolittis und seiner Anhänger ausgespielt zu sein, und es wird sich bald zeigen, welchen Weg Italien endgültig zu wählen entschlossen ist. Wie immer es sich aber auch entscheiden mag, wir fühlen uns mit unseren Verbündeten stark genug, um den kommenden Ereignissen ruhig und kaltblütig entgegenzusehen. Italien hat sein Schicksal in seiner Hand; aber es wird nicht so verblendet sein, zu wähnen, daß sein Schicksal zugleich das Schicksal Europas sei. England und Frankreich haben es bei ihrem Liebeswerben zwar so dargestellt, als könnte Italien mit seiner Entschließung dem Kriege die entscheidende Wendung geben und bestimmend auf die Gestaltung der Zukunft einwirken; sollten diese Schmeicheleien den unseren Feinden erwünschten Erfolg haben, so würde das dereinst sicherlich niemand bitterer zu bereuen haben als Italien selbst.

Noch bleibt eine geringe Hoffnung. Billigt das Parlament, das in diesen Tagen zusammentritt, die Politik Salandra-Sonninos nicht — und die bisherigen Meldungen lauteten ja dahin, daß der Kriegsgedanke keine Mehrheit in der Kammer habe — dann wird das Ministerium Salandra doch entlassen. Allerdings muß man fürchten, daß die Anhänger des Kriegsgedankens in maßloser Hetze das Menschenmögliche leisten und versuchen werden, die Deputierten, die Gegner des Krieges sind, mit allen Mitteln, vor allem mit Hilfe der Straße, einzuschüchtern. Noch ist zu hoffen, daß die besonnenen Elemente des italienischen Parlaments Mannes genug sein werden, sich dieser Gewaltherrschaft entgegenzustemmen und ihre eigene Meinung unerschrocken zu vertreten. Freilich darf man nicht verkennen, daß die Kriegshetzer bereits einen großen Erfolg mit der Ausschaltung Giolittis davongetragen haben. Noch kurz vor der Entscheidung des Königs wiesen verschiedene friedensfreundliche Blätter darauf hin, daß Giolitti das Kabinett bilden müsse.

In Deutschland erwartet man mit Ruhe die Entscheidung. Wir haben in den Augusttagen des vorigen Jahres den Entschluß Italiens zur Neutralität nach seinen Gründen gewürdigt. Wir unterschätzen die Schwierigkeiten, die uns aus einem Eingreifen Italiens, einem beachtenswerten Gegner, entstehen, nicht, aber wir zittern nicht, und wenn man in Frankreich behauptet, der 25. Mai, an dem an der Seite Frankreichs in den Weltkrieg einzugreifen sich Italien verpflichtet habe, werde über das Schicksal Europas entscheiden, so nehmen wir diese Behauptung wie alle französischen hin, als Dokumente der Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit. Wir müssen siegen! In dieser Zuversicht kann uns auch die neueste Wendung in der italienischen Krise nicht irremachen.

W.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.

Unaufhaltsam vorwärts!

Unsere Lage im Osten gestaltet sich mit jedem Tage günstiger. Wie der Vormarsch der Verbündeten in Galizien auf den Dreiverband wirkte, geht am besten daraus hervor, daß sich seine Blätter bereits mit dem Schicksal Warschaus beschäftigen. So schreiben die ‚Times‘, um ihre Leser zu beruhigen, daß die Russen am Anfang des Monats Mai in der Front vor Warschau beträchtlich stärker waren als am 1. Februar. Ihre Zahl habe sich um mindestens 25 Prozent vermehrt. Die neuherangezogene Jahresklasse 1915 werde jetzt zur Front geschickt: die Rekruten sehen sehr gut und gesund aus.

*

„Die Gründe des Zusammenbruchs“.

Gefangene russische Offiziere erklären das russische Mißgeschick in Galizien folgendermaßen: Zunächst hielt die russische Heeresleitung die russischen Befestigungen in Westgalizien für gänzlich uneinnehmbar. Dann glaubten die russischen Heerführer selbst die von den Nachrichtenstellen des Dreiverbandes hartnäckig verbreitete Lüge über vollständige Erschöpfung der Zentralmächte und ihre Unfähigkeit zur Aufnahme einer groß angelegten Angriffsbewegung. Außerdem hätten die mißlungenen russischen Anläufe in den Karpathen die ganze russische Armee mürbe gemacht. Schließlich sei die russische Artillerie der Zahl und der Leistungsfähigkeit nach der der verbündeten Heere unterlegen, auch hätte sie nicht genügend Geschosse. — Daß übrigens die russische Armee zermürbt ist, läßt eine Meldung aus Bukarest erkennen, wonach die Massendesertionen der Russen immer umfangreicher werden. Zur Verhütung der Desertionen nach Rumänien hat die russische Heeresleitung längs des Pruts zahlreiche Wachen aufgestellt, ohne dadurch eine ernste Abhilfe schaffen zu können.

*

Ein zweiter Winterfeldzug?

Londoner Blätter erklären, daß das englische Kriegsamt mit der Möglichkeit eines zweiten Winterfeldzuges rechnet. Angesichts dieser Tatsache beschäftigt man sich wieder mit der Frage der allgemeinen Wehrpflicht. Zugleich wird darauf hingewiesen, daß immer erneute Anstrengungen gemacht werden müssen, um jeden Waffenfähigen für das Heer zu gewinnen.

Verluste der englischen Flotte.

Der amerikanische Marinesekretär Daniels hat erklärt, daß nach zuverlässigen, dem amerikanischen Marineamt zugegangenen Nachrichten England in den ersten Kriegsmonaten insgesamt 43 Kriegsschiffe eingebüßt hat. Nicht inbegriffen seien darin die verlorengegangenen Hilfskreuzer und andere zum Flottendienst herangezogene Privatschiffe, deren Zahl recht beträchtlich sei. — (Aus der Meldung ist nicht ersichtlich, wie weit diese Verluste aus den „ersten Kriegsmonaten“ reichen.) — Die Londoner ‚Daily News‘ schreibt in einem Artikel über den Verlust des „Goliath“: Die Admiralität berichtet, daß das Schiff torpediert worden ist. Bedeutet das, daß es von feindlichen Zerstörern oder, während es einen Angriff deckte, **von unseren eigenen Zerstörern torpediert** wurde? In ersten Falle wäre es eine Überraschung, die Aufklärung erheischte, im zweiten Falle wäre es die **Wiederholung einer Taktik, die schon vor zwei Monaten den Verlust dreier schöner Schiffe verursacht hat.** — Hierbei dürfte der Verlust gemeint sein, den die Engländer in der Seeschlacht bei Bergen, die zwischen zwei englischen Schiffsverbänden ausgefochten wurde, erlitten haben, die aber von der englischen Admiralität abgeleugnet worden ist.

*

Die Gesamtverluste.

Dem ‚Pester Lloyd‘ wird aus Maidos auf der Halbinsel Gallipoli gemeldet: Ein feindlicher Landungsversuch ist bei Kum Kale endgültig zurückgeschlagen und bei Seddul-Bahr zum Stehen gebracht worden. Der linke feindliche Flügel wurde bei Ari Burnu ins Meer gedrängt. Nur noch der rechte Flügel hält eine letzte Höhe ganz nahe an der Meeresküste. Eine ganze Division feindlicher Landungstruppen ist massakriert. Englische Leichen bedecken haufenweise das Schlachtfeld. Der Gesamtverlust der Landungstruppen beträgt über 30 000 Mann. Auch von neutraler Seite wird bestätigt, daß die Verluste der Verbündeten an den Dardanellen ungeheuer sind. Athener Meldungen meinen, daß jetzt ein erfolgreicher Angriff unmöglich sei. — Angesichts dieser Schlappen legen die Franzosen Wert darauf, von den Heldentaten ihrer Flotte zu berichten. So stempeln sie die Beschießung des deutschen Konsulats in Alexandrette, wo nach 15 Schuß der Fahnenmast getroffen wurde, als einen großen Erfolg. — Wir gönnen ihnen ihre „Siege“.

Der „Vaterländische Jugendheimbund“.

Wenn das grandiose Bild, das unser Vaterland in diesen schweren Tagen bietet, noch besonderer Farbe bedurft hätte, um sich unvergeßlich in Herz und Sinn aller Mitlebenden einzuprägen, so hat ihm die Begeisterung der deutschen Jugend diese Farbe verliehen. Nicht, daß der Jubel der Jugend Straßen und Häuser erfüllte, wenn die glänzenden Heldentaten unserer Armeen bekannt wurden, nicht, daß die Spiele im Hause und auf der Straße plötzlich militärischen Charakter annahmen — das alles sind äußerliche Dinge, die keinen Blick in das Herz gestatten. Aber die tatkräftige Hilfsbereitschaft, die unsere Jugend beseelte und noch beseelt, der Drang mitzuwirken am großen Geschehen der Zeit — sie geben die Gewähr dafür, daß wir ein Geschlecht heranwachsen sehen werden, dessen freudige Lebensbejahung, dessen sittliches Pflichtbewußtsein, dessen rückhaltloses Bekenntnis zur Gemeinschaft des Staates zuverlässige Bürgen der Zukunft sind.

Mit Staunen hat das Ausland vernommen, mit welchem Eifer unsere Kleinen und Kleinsten sich gelegentlich der Goldsammlung in den Dienst der Sache des Vaterlandes gestellt haben, mit Rührung haben wir gesehen, wie selbstlos unsere Kinder in der Vorweihnachtszeit sich ihres liebgewordenen Eigentums entäußerten, um die Gabentische ihrer ärmeren und ärmsten Genossen zu füllen, mit stolzer Genugtuung waren wir Zeuge, wie unsere Jugend zu jeder Sammlung besteuerte, die den Armen zugute kommen sollte oder die bestimmt war, das Los unserer wackeren Krieger zu erleichtern. Kurz, unsere Jugend vervollständigte das Bild eines geschlossenen und damit unüberwindlichen Deutschland.

Und dennoch! Es bleibt noch manches zu tun. Wir werden, je länger das Völkerringen dauert, je mehr inne, daß wir vor großen, vor ungeheuren Aufgaben stehen. Denn es gilt ja nicht nur die Wunden zu heilen, die der grausame Krieg unsern Kämpfern schlug, es gilt nicht nur, die Heimkehrenden, auch die Verwundeten und Verstümmelten wieder als nützliche Glieder in die soziale Gemeinschaft einzureihen, es gilt nicht nur die wirtschaftlichen Schädigungen wettzumachen, unter denen mehr oder minder fast alle Daheimgebliebenen gelitten haben und noch lange zu leiden haben werden, es gilt noch größeres zu vollbringen: die Jugend, das heranwachsende Geschlecht vor den Folgen des Krieges zu bewahren; denn diese Jugend ist jetzt unser wertvollstes Besitztum, ist unsere ganze Hoffnung. Aus dieser Jugend sollen uns die Männer kommen, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens das Erbe verwalten und mehren, das unsre Väter, Brüder und Söhne in diesen heiligen Tagen erstritten haben.

Da sind wertvolle Güter in Gefahr, die zu erhalten, die Gesamtheit berufen und verpflichtet ist. Groß ist die Zahl der deutschen Knaben, die in diesem blutigen Kriege den treusorgenden Vater verloren, der es seinem Sohne ermöglichte, sich eine höhere, seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Bildung anzueignen. Nun aber, nach dem Tode oder bei schwerer Invalidität des Ernährers und Versorgers, werden nur zu oft die Mittel fehlen, um die Wünsche dieser Knaben zu erfüllen, um ihrem Streben Unterstützung zu gewähren. Wer kennt nicht die bittre Notwendigkeit bei dem Verlust des sorgenden Vaters, ganz plötzlich auf die Fortsetzung der mit so viel Hoffnungen begonnenen Bahn verzichten zu müssen. Schon in Friedenszeiten gehen dem Staate auf diese Weise viele wertvolle Kräfte verloren. Jetzt aber, nach diesem beispiellosen Ringen, in dem jeder einzelne sein Leben für die Gesamtheit des Vaterlandes in die Schanze schlug, müssen alle Volksgenossen gemeinsam dafür Sorge tragen, daß diese Kräfte nicht verloren werden.

Der „Vaterländische Jugendheimbund“ (Berlin, Bülowstraße 22) hat es in die Hand genommen, auf diesem Gebiete die Kräfte der Allgemeinheit zu organisieren. Er will solchen Knaben unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt (etwa der vom Staate gewährten Waisengeldzuschuß) Aufnahme, Pflege, Anleitung und Förderung in geeigneten Jugendheimen an Orten gewähren, wo sie eine höhere Schule besuchen können. Wenn die häuslichen Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen, daß der Knabe bei seinen Angehörigen bleibt und die höhere Schule seiner Vaterstadt weiter besucht, sollen ihm eine Schulfreistelle und die notwendigsten Mittel gewährt werden.

Bei diesem edlen Werk bedarf der „Vaterländische Jugendheimbund“ der Mithilfe des ganzen Volkes. Es wäre verkehrt, auf diesem Gebiete ausschließlich Hilfe vom Reiche, Staate oder gar der Gemeinde zu erwarten. Ihre Aufgaben wachsen mit jedem Tage und sie werden riesengroß, wenn nach dem Frieden sich erst das Gebiet des Notwendigen ganz überblicken läßt. Es ist Ehrenpflicht der Daheimgebliebenen, der Wohlhabenden, aller Vaterlandsfreunde, dazu beizutragen, daß die Werte, um die es sich handelt, dem Staate nicht verloren gehen. Die Fähigen dürfen nicht aus ihrer Bahn geworfen werden, weil der Vater für das Vaterland blutete und nicht Vorsorge treffen konnte. Wir dürfen nie vergessen: Tüchtige Menschen und ihre Leistungen sind fortan unser Kapital, von dessen Zinsen wir alle leben sollen.

M. A. D.

Das seltsame Licht.

8) Erzählung von E. Frhr. v. Skarfegg.

(Fortsetzung.)

Der Inspektor hatte sich unter dem Namen Mr. Recambier in die amtliche Fremdenliste eintragen lassen. Im Gegensatz zu allen Fremden, die unmittelbar nach ihrem Eintreffen und nach ihrer Einzeichnung in die Fremdenliste im Kurhause erscheinen, um sich dort gleichsam der tonangebenden Gesellschaft vorzustellen, war Mr. Recambier noch nicht in der Öffentlichkeit erschienen.

Natürlich befragten die Neugierigen den Ehefarzt. Aber Doktor von Bergheim, der im allgemeinen sehr schweigsam war, zeigte sich hinsichtlich des Fremden von ganz besonderer Zurückhaltung. Er erzählte nur, daß er Recambier schon viele Jahre kenne, daß der nicht wohlhabende Mann durch verfehlte Spekulationen nahezu ruiniert sei, und daß er vorläufig im Hause des Arztes bleiben werde, der ihm aus alter Freundschaft den Aufenthalt angeboten habe, bis Mr. Recambier von seinen häufigen nervösen Anfällen wieder einigermaßen hergestellt sei.

Nach dieser Auskunft hatte der Fremde im Kreise der Tonangebenden jedes Interesse verloren. Arm und krank! Was konnte solcher Mensch einem nützen. Es war keine „gesellschaftliche Verbindung“. Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald alleine und so kümmerte sich schon am dritten Tage seines Aufenthaltes niemand mehr um den Fremden, dem der menschenscheue und doch menschenfreundliche Doktor eine Freistatt in seinem Hause gewährt hatte.

Niemand war über diesen Zustand erfreuter, als Inspektor Wellace. Wollte er die ihm übertragene Aufgabe lösen, so mußte er nicht nur unerkannt, sondern vor allen Dingen auch unbeobachtet bleiben.

In aller Stille konnte er um so tätiger sein. Freilich, die Aufgabe, der er sich hier gegenüber gestellt sah, schien kaum lösbar. Irgend etwas ging auf den Grundstücken des Doktor von Bergheim vor. Das war sicher. Aber ebenso sicher war, daß die Beteiligten mit ungeheurer Vorsicht zu Werke gingen und daß sie die für ihren Zweck notwendigen Mittel mit Meisterschaft beherrschten. Drei Nächte lang hatte Inspektor Wellace seinen Lauscherposten innegehabt. Aber das rote Licht, von dem aus er weitere Fäden zu den geheimnisvollen Vorgängen spinnen wollte, ließ sich nicht mehr sehen. Und doch waren die geheimnisvollen Verbündeten weiter am Werke. Das hatte Wellace heute — am vierten Tage seiner Anwesenheit im Doktorhause — mit unbedingter Sicherheit erfahren.

Am Nachmittag, während das Haus und die ganze Umgebung im tiefsten Frieden lagen, hatte Baron Mons den Inspektor durch den Fernsprecher um seinen sofortigen Besuch gebeten.

Wellace traf den österreichischen Diplomaten in großer Aufregung. Er erzählte kurz, daß er aus Wien ernste Nachrichten erhalten habe. Nicht nur Serbien, sondern auch Rußland rüstete offenbar zum Kriege gegen Österreich. Das war indessen nicht die schlimmste Sorge, die Baron Mons bedrückte. „Es geben in meiner Umgebung Dinge vor, deren Natur ich mir nicht erklären kann,“ rief er.

Inspektor Wellace setzte ganz ruhig seine Zigarre in Brand: „Wollen Sie mir mit allen Einzelheiten berichten, was Ihnen in Ihrem Hause aufgefallen ist, was Ihr Mißtrauen erregt.“

„Sehen Sie!“ rief der Diplomat, noch immer nicht im seelischen Gleichgewicht. „Hier diese Karte! Seit drei Tagen werde ich mit dieser Karte geradezu bombardiert. Auf ganz unerklärliche Weise finde ich, sobald ich nach Hause komme, eine solche Karte in meinem Überzieher und heute sogar eine in der Tasche meines Rockes.“

Er reichte dem Inspektor eine einfache weiße Karte. Wellace betrachtete sie von allen Seiten.

„Wieviele solcher Karten haben Sie erhalten?“ er Baron dachte nach.

„Es müssen mindestens vier oder fünf in drei Tagen sein. Jedenfalls finde ich mich regelmäßig in ihrem Besitz, wenn ich heimkomme.“

„Wollen Sie mir die anderen Karten auch zeigen?“

„Ich habe sie leider weggeworfen, da ich zunächst diesem seltsamen Vorkommnis keinerlei Bedeutung beimaß. Jetzt aber werden mir diese stummen Boten beinahe unheimlich.“

„Haben Sie schon mit jemand über diese Karten gesprochen?“

„Nein, mit niemand. Allerdings überreiche mir die ersten mein Diener!“

„Ist er zuverlässig?“

„Unbedingt!“

„Woher stammt er?“

„Aus einer serbo-kroatischen Familie, die in Bosnien wohnt.“

Inspektor Wellace sah den Sprecher erstaunt an. Baron Mons aber fuhr erklärend fort:

„Ich glaube, mich für ihn verbürgen zu können. Seit meiner frühesten Kindheit ist er in unserm Hause. Ich weiß aus seiner ganzen Dienstzeit nichts, als daß er unserm Hause mit großer Treue gedient hat.“

„Immerhin, Herr Baron, Ihnen sind die Beziehungen, die jene Grenzbevölkerung zu Serbien unterhält, doch noch weniger fremd als mir, wie konnten Sie da —“

„Aber ich bitte Sie,“ unterbrach Baron Mons. „Wir hatten allen Anlaß, in den annektierten Gebieten eine Politik der Versöhnung zu treiben. Wie hätte ich den erprobten Mann aus meinen Diensten entlassen sollen, weil eine gewissenlose Propaganda in seinem Heimatsgebiet Zwietracht zu säen sich bemühte. Wir in Österreich wissen ganz genau, wie es um die Stimmung im Grenzgebiet bestellt ist. Wenn ich den Alten entlassen hätte, so hätte es böses Blut gemacht, abgesehen davon, daß er keinen Anlaß gegeben hat und daß eine solche Maßregel bei seinen Landsleuten den Eindruck hervorgerufen hätte, als ob wir die Bevölkerung jener Gebiete fürchten.“

Wellace sah die Berechtigung dieser Erklärung wohl ein, doch ließ ihn das Gefühl nicht los, als ob Baron Mons unvorsichtig gewesen sei.

„Herr Baron,“ sagte er nach einer Weile, „Sie haben mich kommen lassen, um dunkle Dinge aufzuklären und Geheimnisse zu entschleiern, die Sie beunruhigen. Wollen Sie mir dabei helfen?“